

Isabel  
Allende  
Zorro

Roman

Suhrkamp

wachrief wie die Pechgruben. Aus Achtung vor ihren Ahnen blieben die Indianer den Höhlen fern, die Spanier wegen der häufigen Steinschläge und weil man sich im Innern leicht verirrt.

Alejandro de la Vega siedelte mehrere Familien von Indianern und mestizischen Viehtreibern auf seiner Hacienda an, brannte seinen Rindern sein Zeichen ein und begann mit Hilfe einiger Hengste und Stuten, die er sich aus dem Hochland um Mexiko hatte bringen lassen, eine Zucht von Rassepferden. Was ihm an Zeit blieb, steckte er in den Aufbau einer Seifensiederei und in Experimente in der Küche, mit denen er das perfekte Rezept für Rauchfleisch in Chili zu finden hoffte. Das Fleisch sollte trocken sein, dennoch schmackhaft und über Monate haltbar. Dieses Vorhaben fraß seine freie Zeit und füllte den Himmel mit vulkanischen Qualmwolken, die mehrere Meilen aufs Meer hinaus trieben und die Wale verwirrten. Aber hätte er erst die rechte Ausgewogenheit zwischen gutem Geschmack und Haltbarkeit erzielt, so würde er sein Trockenfleisch an die spanischen Truppen und die Schiffsmannschaften verkaufen können. Es schien ihm eine maßlose Verschwendung, daß von den Rindern nur die Häute und das Fett genutzt wurden und man bergeweise bestes Fleisch verlor. Während ihr Ehemann die Zahl seiner Rinder, Schafe und Pferde mehrte, die Politik des Dorfes leitete und Geschäfte mit den Handelsschiffen abschloß, nahm sich Regina der Belange der Indianer auf der Farm an. Am gesellschaftlichen Leben der Siedler zeigte sie hingegen kein Interesse und hörte mit majestätischem Gleichmut über die Gerüchte hinweg, die über sie kursierten. Hinter ihrem Rücken raunte man über ihre Verstocktheit und ihren Hochmut, über ihre mehr als zweifelhafte Herkunft, ihre Ausritte allein, darüber, daß sie nackt im Meer bade. Da sie als Schützling der Fages' nach Los Angeles gekommen war, wie sich das Dorf mittlerweile aus Bequemlichkeit nannte, hatte die winzige Gesellschaft sie in ihrer Mitte aufnehmen wollen, ohne Fragen zu stellen, aber sie selbst schloß sich aus. Bald wurden die Kleider, die sie unter dem Einfluß von Eulalia de Callís getragen hatte, im Schrank ein Fraß der Motten. Sie ging lieber barfuß und im groben Leinen der Neophyten. Wenigstens tagsüber. Abends, wenn Alejandro bald heimkommen würde, wusch sie sich, schlang ihr Haar zu einem lockeren Knoten und streifte ein schlichtes Kleid über, in dem sie unschuldig aussah wie eine Novizin. Blind vor Liebe und von seinen Verpflichtungen zu sehr in Anspruch genommen, übersah ihr Mann die Zeichen, die ihm etwas über Reginas Gemütslage hätten verraten können; er wollte sie glücklich sehen, fragte sie indes nie, ob sie es sei, aus Angst, die Wahrheit zu hören. Alles Befremdliche an ihr schrieb er dem Umstand zu, daß sie sich an die Ehe erst gewöhnen mußte und von Natur aus verschlossen war. Er schob den Gedanken beiseite, daß die Frau mit den tadellosen Manieren, die mit ihm zu Tische saß, ebender bemalte Krieger war, der wenige Jahre zuvor die Mission San Gabriel überfallen hatte. Sicher wären auch die letzten Reste ihrer Vergangenheit für immer getilgt, wenn sie erst Mutter würde, doch trotz der häufigen und ausgedehnten Liebesspiele in dem von vier Säulen getragenen Bett, das sie teilten,

sollte das so sehr ersehnte Kind noch bis zum Jahre 1795 auf sich warten lassen.

Dann, in den Monaten der Schwangerschaft, wurde Regina noch wortkarger und wilder. Unter dem Vorwand, die spanische Mode sei zu unbequem, kleidete und frisierte sie sich gar nicht mehr wie eine Europäerin. Zusammen mit Ana, einer sanften Indianerin, die ihr Pater Mendoza aus der Mission geschickt hatte, schwamm sie mit den Delphinen, die zur Paarungszeit zu Hunderten in die Nähe des Strand es kamen. Auch Ana war schwanger, hatte aber keinen Ehemann und sich standhaft geweigert, den Namen desjenigen preiszugeben, der sie verführt hatte. Der Missionar wollte dieses schlechte Beispiel unter seinen Indianern nicht dulden, brachte es jedoch nicht übers Herz, Ana aus der Mission auszustoßen, und übergab sie den De la Vegas als Dienstmädchen. Das war für Regina und Ana, die von Beginn an zu stummen Verbündeten wurden, ein Segen, weil Regina endlich Gesellschaft hatte und Ana unter ihrem Dach Schutz fand. Es war Anas Idee gewesen, mit den Delphinen zu schwimmen, die von den Indianern als heilige Tiere verehrt wurden, weil sie im Kreis ihre Bahnen zogen, damit die Welt sicher und geordnet bliebe. Die anmutigen Tiere spürten, daß die beiden Frauen Kinder erwarteten, und streiften sie mit ihren samtene n Leibern, um ihnen Mut und Kraft für die Geburt zu geben.

Im Mai war es schließlich soweit, und bei Regina und Ana setzten fast gleichzeitig die Wehen ein, in derselben Woche, die als die Woche der Buschbrände in die Chronik von Los Angeles eingehen sollte, die schlimmste Katastrophe, die der Ort seit seiner Gründung erlebt hatte. Jahr für Jahr mußte man mit ansehen, wie einige Wälder brannten, denn im Sommer genügte ein Funke, um das trockene Buschland zu entzünden. Aber das Feuer hatte sein Gutes, denn dort, wo zuvor nur Distelgestrüpp gewesen war, gewann man neues Land für die zarten Gräser des nächsten Frühlings. In jenem Jahr kamen die Brände jedoch früh und als eine Strafe Gottes für all die nicht bereuten Sünden der Siedler, wie Pater Mendoza versicherte. Die Flammen fraßen sich durch mehrere Farmen, vernichteten alles von Menschen Gebaute und das Vieh, das nicht mehr hatte entkommen können. Am Sonntag drehte der Wind, und die Brände kamen eine Viertelmeile vor der Hacienda de la Vega zum Stillstand, was von den Indianern als glückliches Omen für die beiden im Haus geborenen Kinder gedeutet wurde.

Die Delphine mochten Ana bei der Geburt geholfen haben, nicht jedoch Regina. Während Ana ihr Kind in vier Stunden auf die Welt brachte, auf einer Decke am Boden kniend und mit einem Indianermädchen aus der Küche als einziger Hilfe, lag Regina fünfzig Stunden in den Wehen, eine Marter, die sie stoisch, mit einem Stück Holz zwischen den Zähnen, ertrug. Alejandro de la Vega schickte in seiner Not nach der einzigen Hebamme von Los Angeles, aber die gab sich geschlagen, als ihr klar wurde, daß das Kind verkehrt lag und Regina keine Kräfte mehr blieben, um weiterzukämpfen. Also ließ Alejandro Pater Mendoza holen, im weiten Umkreis der einzige, der so etwas wie ein

Arzt war. Der Missionar wies die Dienstboten an, den Rosenkranz zu beten, besprenkelte Regina mit Weihwasser und machte sich unverzüglich daran, das Kind mit der Hand auf die Welt zu holen. Blind tastend bekam er es an den Füßen zu fassen und zerrte es ans Licht, denn die Zeit drängte. Der Säugling war blau angelaufen und hatte die Nabelschnur um den Hals, aber mit Gebeten und Ohrfeigen zwang Pater Mendoza ihn zum Atmen.

»Wie soll der Prachtkerl heißen?« fragte er, als er ihn in die Arme seines Vaters legte.

»Alejandro, wie ich, mein Vater und mein Großvater.«

»Er heißt Diego«, murmelte Regina, geschwächt vom Fieber und dem Blutfluß, der die Laken tränkte.

»Wieso Diego? Es gibt keinen Diego in der Familie De la Vega.«

»Weil das sein Name ist.«

Alejandro hatte mit seiner Frau diese lange Marter durchlitten und fürchtete nichts mehr, als sie zu verlieren. Er sah, wie sie blutete und blutete, und fand nicht die Kraft, ihr zu widersprechen. Wenn sie auf dem Sterbebett diesen Namen für ihren Stammhalter wählte, so gewiß aus gutem Grund, also gestattete er Pater Mendoza, das Kind sofort zu taufen, denn es schien schwach wie seine Mutter und würde im Fegefeuer enden, sollte es sterben, ehe es das Sakrament erhielt.

Regina brauchte mehrere Wochen, um sich von der Schinderei dieser Geburt zu erholen, und sie schaffte es nur dank ihrer Mutter, die eines Tages barfuß und mit einem Beutel Heilkräutern über der Schulter in der Tür stand, als man im Haus bereits die Kerzen für die Beerdigung vorbereitete. Weiße Eule hatte ihre Tochter nicht mehr gesehen, seit die vor sieben Jahren in die Wälder gegangen war, um die Krieger anderer Stämme zum Aufstand zu bewegen. Daß sie nun ungerufen aus dem Nichts auftauchte, als man ihre Hilfe so dringend brauchte, konnte sich Alejandro nur mit der eigenartigen Nachrichtenübermittlung der Eingeborenen erklären, deren Geheimnis die Weißen nie zu ergründen vermocht hatten. Selbst wenn man die Pferde zuschanden ritt, brauchte eine Nachricht aus der Festung von Monterey zwei Wochen, bis sie in Südkalifornien war, wo die Indianer jedoch längst Bescheid wußten, weil sich unter ihnen die Kunde schon zehn Tage zuvor auf mysteriösen Wegen verbreitet hatte. Ohne ein Wort der Erklärung betrat Weiße Eule das Haus. Sie war damals knapp über vierzig, war hochgewachsen, kräftig und schön, die Haut gegerbt von Sonne und Arbeit. *Um* ihr junges Gesicht mit den gleichen honigfarbenen Augen wie die ihrer Tochter wallte eine ungezähmte Mähne rauchfarbener Haare, der sie ihren Namen verdankte. Sie trat ein, ohne um Erlaubnis zu fragen, schob Alejandro de la Vega beiseite, als der herausfinden wollte, wer sie war, durchquerte ohne Zaudern die verschachtelten Flure und Zimmerfluchten und pflanzte sich vor dem Bett ihrer Tochter auf. Sie rief sie bei ihrem wahren Namen, Toypurnia, und redete in der Sprache ihrer Vorfahren mit ihr, bis die Sterbende die Augen aufschlug. Dann zog sie aus ihrem Beutel die Kräuter für ihre Rettung, ließ sie in einem Topf über einem Kohlebecken sieden und gab ihr den Sud zu trinken. Das ganze Haus füllte sich mit

dem Duft von Salbei.

Ohne viel Aufhebens hatte sich Ana unterdessen um Reginas Sohn gekümmert und ihn an die Brust gelegt, wenn er vor Hunger schrie, so daß Diego und Bernardo ihr Leben in denselben Armen und mit der gleichen Muttermilch begannen. Das sollte sie für den Rest ihres Lebens zu Brüdern machen.

Als Weiße Eule sicher war, daß ihre Tochter aufstehen konnte und ohne Widerwillen aß, packte sie ihre Kräuter und Siebensachen in ihren Beutel, warf, ohne zu fragen, welcher der beiden denn ihr Enkel sei, einen Blick in die Wiege, in der Diego und Bernardo schliefen, und ging ohne ein Wort des Abschieds davon. Alejandro fiel ein Stein vom Herzen. Sicher, er war ihr dankbar, daß sie Regina vor dem Tod bewahrt hatte, aber er wollte seine Schwiegermutter lieber nicht in der Nähe wissen, denn unter ihren Blicken fühlte er sich unbehaglich, und die Indianer auf seiner Farm benahmen sich störrisch. Sie erschienen morgens mit farbverschmierten Gesichtern auf den Feldern, tanzten nachts wie mondsüchtig zum klagenden Klang der Okarinen und überhörten seine Anweisungen, als hätten sie ihr Spanisch verlernt.

Langsam kehrte der Alltag in die Hacienda zurück, während Regina wieder zu Kräften kam. Schon im folgenden Frühjahr hatten alle außer Alejandro de la Vega vergessen, daß sie bereits mit einem Bein im Grab gestanden hatte. Von Medizin brauchte man nichts zu verstehen, um zu erraten, daß sie keine Kinder mehr würde bekommen können. Zwar war es ihm selbst nicht klar, aber dieses Wissen entfernte Alejandro von seiner Frau. Er träumte von einer vielköpfigen Familie, wie sie andere Gutsherren der Gegend hatten. Einer seiner Freunde hatte sechsunddreißig Nachkommen gezeugt, die Bastarde nicht eingerechnet. Zwanzig hatte ihm seine erste Frau in Mexiko geschenkt und sechzehn seine zweite, die letzten fünf waren in Kalifornien geboren, ein Kind pro Jahr. Die Angst, seinem einzigen, nicht zu ersetzenden Sohn könne etwas zustoßen, wie so vielen anderen kleinen Kindern, die starben, ehe sie laufen lernten, raubte Alejandro den Schlaf. Täglich kniete er vor der Wiege und flehte mit lauter Stimme den Himmel um Schutz für seinen Sohn an. Die Arme vor der Brust verschränkt, stand Regina im Türrahmen und blickte mit versteinerner Miene auf dieses würdelose Schauspiel herab. In diesen Momenten glaubte sie ihren Mann zu hassen, doch begegneten sie sich später zwischen den Laken, so versöhnten die Hitze und der Geruch der Zweisamkeit sie wieder für Stunden. Wenn der Morgen graute, zog Alejandro sich an und ging hinunter in sein Arbeitszimmer, wo ihm eine Indianerin die Schokolade so dick und bitter servierte, wie er sie mochte. Sein Morgen begann mit einer Besprechung mit dem Verwalter, dem er Anweisungen für die Farm gab, danach kümmerte er sich um seine vielfältigen Aufgaben als Bürgermeister. Tagsüber gingen die Ehegatten getrennte Wege, war jeder mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, bis sie sich bei Sonnenuntergang erneut trafen. Im Sommer aßen sie auf der Terrasse unter üppigen Bougainvillea zu Abend, immer begleitet von

einer kleinen Kapelle, die ihre liebsten Lieder spielte; im Winter wurde der Tisch im Nähzimmer gedeckt, in dem nie jemand auch nur einen Knopf angenäht hatte; es hatte seinen Namen von einem Gemälde, auf dem eine Holländerin im Schein einer Kerze stickte. Häufig blieb Alejandro auch über Nacht in Los Angeles, weil es auf einem Fest oder beim Kartenspiel mit anderen Gutsherren spät geworden war. Im Dorf traf man sich an jedem Abend des Jahres zum Tanz, zum Kartenspiel, zu Hausmusik oder Plauderrunden, es gab sonst nichts zu tun, außer den geselligen Spielen im Freien, denen sich Männer wie Frauen gleichermaßen widmeten. An nichts von alledem nahm Regina teil, sie war von Natur aus einzelgängerisch und hatte ihr grundsätzliches Mißtrauen gegen die Spanier nur gegenüber ihrem Mann und Pater Mendoza abgelegt. Auch wollte sie Alejandro nie auf seinen Reisen begleiten oder auf den amerikanischen Schmugglerschiffen mit den Matrosen feilschen; sie war nie an Bord eines dieser Schiffe gewesen. Alejandro reiste mindestens einmal im Jahr geschäftlich in die Hauptstadt Mexiko, blieb mehrere Monate fort und kehrte voller neuer Ideen und bepackt mit Geschenken zurück, die seine Frau nicht übermäßig zu beeindrucken vermochten.

Regina unternahm wieder lange Ausritte, nun mit Diego und Bernardo in einem gepolsterten Weidenkorb auf dem Rücken, und sie verlor jede Neigung zur Führung ihres Haushalts, den sie Ana überließ. Sie knüpfte an ihre frühere Gewohnheit an und besuchte die Indianer, auch die, die nicht zu ihrer eigenen Farm gehörten, um herauszufinden, woran es ihnen mangelte und wie ihnen zu helfen sei. Als die Weißen das Land unter sich aufgeteilt und die Stämme unterworfen hatten, war ein System der Zwangsarbeit eingeführt worden, dessen einziger Unterschied zur Sklaverei darin bestand, daß die Indianer ebenfalls Untertanen des spanischen Königs waren und theoretisch über gewisse Rechte verfügten. Tatsächlich waren sie ihrer Würde beraubt und schufteten für Essen, Schnaps, Tabak und die Erlaubnis, selbst einige Tiere zu halten. Die meisten Farmer waren zwar gutmütige Grundherren, denen mehr um ihr Vergnügen und ihre Leidenschaften zu tun war als um ihr Land und ihre Arbeiter, aber es gab auch schwarze Schafe darunter, und dann hatten die Indianer unter Hunger und unter der Peitsche zu leiden. Den getauften Indianern in den Missionen ging es nicht besser, sie lebten mit ihren Familien in runden Hütten aus Stroh und Holzbrettern, arbeiteten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und waren in ihrem Auskommen gänzlich vom Belieben der Ordensbrüder abhängig. Alejandro de la Vega gab sich alle Mühe, ein milder Gutsherr zu sein, aber es quälte ihn, daß Regina immerzu mehr und mehr für die Indianer verlangte. Tausendmal hatte er ihr erklärt, daß er seine Indianer nicht anders behandeln konnte als die sonstigen Gutsherren, weil das innerhalb der Kolonie Ärger heraufbeschwören würde.

Durch ihr gemeinsames Anliegen, die Indianer vor Übergriffen zu schützen, waren Pater Mendoza und Regina schließlich doch Freunde geworden; er verzieh ihr den Angriff auf die Mission, und sie war ihm dankbar, daß er Diego auf die Welt gebracht hatte. Die